

Der freche Krieger ist unbesiegbar

Viktor Jerofejew erklärt in seiner fiktionalisierten Doppelbiografie «Der Grosse Gopnik», wie Wladimir Putin zum Volkszaren wurde und wie er zu seinem Vorbild für das kürzlich erschienene Buch wurde.

Kerstin Holm*

Mit seinem neuen, wild zerklüfteten Roman «Der Grosse Gopnik» dürfte Viktor Jerofejew die russische Vokabel für bildungsferne Jugendliche, die sich mittels Gewalttaten Respekt verschaffen, endgültig dem deutschen Wortschatz einverleiben wie Sputnik oder Pogrom. Mit dem Terminus, der ursprünglich kriminell sozialisierte Bürgerkriegskinder bezeichnete (die Abkürzung GOP stand in den Zwanzigerjahren des vorigen Jahrhunderts für «Städtische Wohnheime des Proletariats»), wird oft der psychosoziale Typ von Präsident Putin charakterisiert, der Zusatz «gross», der an den «Grossen Gatsby» denken lässt, evokiert, wie der gesellschaftliche Abschaum den Machtgipfel erklimmt.

Tatsächlich ist das sechshundert Seiten starke Buch, das noch vor einer Publikation des russischen Originals bei Matthes & Seitz auf Deutsch herauskommt, ein Putin-Roman, obwohl – oder vielleicht gerade weil – nie sein Name fällt. Es schildert zugleich in weiten zeitlichen und räumlichen Sprüngen das Putinsche Russland, wie der Autor es erlebt hat, einschliesslich seiner Voraussetzungen im Kalten Krieg, den Jerofejews Vater als Diplomat zu führen hatte. Jerofejew kommt zu dem Befund, dass Russlands Grosser Gopnik bei seiner nach aussen wie innen immer destruktiveren Politik den Grossteil der Bevölkerung hinter sich hat. Denjenigen russischen Oppositionspolitikern und Intellektuellen, die an tragfähige proeuropäische Strömungen in der Bevölkerung glauben, bescheinigt er, für ihr Land blind zu sein.

Wiederauftritt von alten Gesichtern

Das Buch ist aber auch ein ultimativer Ich-Roman, Jerofejew baut alle Szenen um die eigene Person herum und definiert sein Leben entsprechend als kumulative Grossstadt, wo sich der Rote Platz ebenso findet wie eine chinesische Grenzregion, russische Provinzödnis und afrikanische Exotika. Der Jerofejew-Fan erkennt Passagen aus früheren Reportagen, auch des Autors Eltern, die Helden seiner Autobiografie «Der gute Stalin», treten wieder auf, nun vornehmlich im Kontext von Alter und Tod, aber auch als postume Geister. Lebende Prominente – wie die Schriftstellerkollegen Vladimir Sorokin und Sachar Pri-



Russlands Präsident Wladimir Putin ist Viktor Jerofejews Vorbild für den «Grossen Gopnik».

BILD KEY

Der Grosse Gopnik verachtet Europa als glaubens- und hilflose Zivilisation ohne zukunftsfähige Kultur.

lepin oder der Oligarch und einstige Präsidentschaftskandidat Michail Prochorow – werden durch Spitznamen markiert und maskiert. Alles verbindet sich zur fiktionalisierten Doppelbiografie des Autors, der als Diplomatenkind mit den Spielen des Kremles ebenso intim vertraut ist wie mit Marquis de Sade und dem französischen Existenzialismus, aber auch der des Gopnik, der angetreten ist, das Imperium wiederherzustellen, zu dem Zweck ein Banditenregime errichtet und schliesslich in die Ukraine einfällt.

Dank seiner privilegierten Jugend und seines Naturells wird der Ich-Held ein weltläufiger Bon vivant, das Kind wird mit Kaviar gefüttert, der junge Mann kleidet sich wie ein Filmstar, hat ein reiches Sexleben und Geliebte, um die Freunde ihn benei-

den. Ein grösserer Kontrast zur Sozialisation des Gopnik ist kaum denkbar. Eine Filmszene imaginiert dessen Lenin-grader Hinterhofmilieu, wo Kinderganoven sich in Überfällen üben. Ein Studentenheimbewohner charakterisiert ihn als hinterfotzig, nachtragend, unbeliebt. Einem französischen Aufklärer klagt er, seine grosse Jugendliebe habe ihn verschmäht. Als Jerofejew dem Präsident gewordenen Gopnik begegnet, erinnert ihn dessen breitbeinige Pose an einen Leibwächter der eigenen Komplexe. Der Leser kann sich vorstellen, dass ein solcher Typ nicht nur in Russland viele Leute bei ihren Befindlichkeiten abholen kann.

Jerofejew findet im Kreml immerhin einen intellektuell ihm ebenbürtigen Gesprächspartner, den er Stawrogin nennt, nach dem charismatisch-diabolischen Ideenausbrücker in Dostojewskis «Dämonen». Die Figur, in der man unschwer Wladislaw Surkow, den Architekten und Ideologen des Putinsystems, erkennt, erklärt dem Erzähler, das ständig von Zerfall bedrohte Russland erstarke nur durch «Kriegsspielchen», die zum Schulterschluss des Volkes mit der Staatsmacht und zum Aussortieren von «Verrätern» führten. Stawrogin, der wie Surkow auch literarisch tätig ist, schreibt wie dieser ein Poem über Machtmissbrauch und soziale Missstände, sieht als einzige Lösung jedoch rabiate Ordnung. Und auch den ukrainischen Nachbarn, in deren sonigem Hedonismus und lebensbejahendem Verhältnis zur Arbeit Jerofejew eine Chance für Russland sieht, will Stawrogin-Surkow keinen eigenen Weg zugestehen.

Russlands mächtigster Gärtner

Das System, das sich in Russland durchgesetzt hat, ist das der Ponjatka, ein freches Kurzwort für die «Auffassungen» (Ponjatija) des ungeschriebenen Kriminellenkodex, die unter dem Gopnik verbindlich wurden. Es ist das archaische Gesetz der Stärke, wie es in prekären Milieus gilt, wo der Sieg über Gegner den höchsten Wert darstellt. Empathie, Verantwortung, Freiheit, Wahlen sind nach diesem Kodex etwas für Schwächlinge und Idioten. Der aggressive, antiintellektuelle Reduktionismus der Ponjatka, der lustvoll andere Menschen und Nationen mit herabwürdigenden Spottnamen etikettiert, ist in Russland so erfolgreich, dass Jerofejew dessen heutige Gesellschaft zum Grossen Gopnik erklärt. Was auch dadurch möglich wurde, dass die Mehrheit seiner Bewohner nicht in Kategorien historischer Fortentwicklung denkt, sondern, nicht zuletzt durch den übermächtigen Raum, in

einem magischen, die Welt in Eigenes und Fremdes teilenden Bewusstsein verharrt. Das mythische Denken des Zaubermärchens, das vom Grossen Gopnik instrumentalisiert wird, macht, so Jerofejew, den Diktator zum vom Volk geliebten Zaren, der Feinde besiegt und dessen Bluttaten unwichtig sind.

Russlands Grossangriff auf die Ukraine hat den lange vor dem 24. Februar 2022 begonnenen Text gezeichnet und macht ihn zur fiktionalisierten Introduction in die reale Katastrophe, die in Kursivkommentaren mit dem traumatischen Datum immer wieder aufblitzt. Russland sei vom Stalinvirus durchseucht, notiert Jerofejew angesichts der Bevölkerungsmehrheit, die heute Stalin, von dem sie wissen, dass er ihre Landsleute massenweise hinmorden liess, als positive Schlüsselfigur in der russischen Geschichte betrachten. Stalin sei Russlands mächtiger Gärtner gewesen, erkennt der Autor, er habe – wie eine neue Gemüsesorte – einen neuen Menschen gezüchtet, der ihm sein Leben und seinen Tod widmen würde. Und der Gopnik, der Stalins Sache fortsetze, sei wie ein Giftpilz, der im russischen Ökosystem zur Grösse eines Hauses herangewachsen sei. Jerofejew gibt jedoch auch den russischen Liberalen wegen ihrer Arglosigkeit sowie sich selbst wegen seiner falschen «Toleranz» eine Mitschuld.

Jerofejew malt mit dickem Pinselstrich, seine Zeitdiagnostik zieht schrille Bilder soziologisch-politischen Argumenten vor. Die globale Populismuskonjunktur samt Bildungskrise wird bei ihm zur Pandemie der Dummheit, die in poetischer Analogie zum Coronavirus die Menschen im Westen vertieren, sterben oder Neonazis wählen lässt, zur Freude der Gopniks. In Russland ist die Krankheit konstitutionell und wird als Voraussetzung für die Gopnik-Herrschaft noch künstlich verstärkt. Das Resultat waren Gräueltaten wie jene in Butscha, wo vielfach junge russische Soldaten hirnlos auf Zivilisten schossen, als ballerten sie in einem Computerspiel.

Das Gopniktum ist eine anthropologische Konstante, das hat auch der Autor an sich erfahren, als er in der Pubertät einen Jungen verhöhnte und eine Katze erschoss und sich daran berauschte. Doch in Russland wurden Gopniks der Staatssicherheit, die ungestraft Intellektuellen, Andersdenkenden oder von ihnen verführten Jugendlichen das Leben zerstören, zur Klammer des Staates. Dass ein ganzes Volk sich mit den brutalen Gopnik-Regeln identifiziert, erklärt Jerofejew durch widrige Lebensbedingungen und ein hartes Sozialklima. Russlands kollektiver Gopnik sieht sich jetzt als Nation stolzer Krieger. Deren Apotheose, der Grosse Gopnik, fordert, getrieben vom unversiegbaren Kraftstoff des Ressentiments und dem Verteidigungsunwillen der Europäer, mit seinem Krieg gegen die Ukraine die westliche Welt heraus, die ihm nicht den von ihm beanspruchten Status zuerkannte. Das imponiert vielen.

Kann Europa die Kraftprobe bestehen? Jerofejew glaubt zwar, dass der Westen das Ausmass der Bedrohung endlich erkannt habe. Doch ihr pazifistisches Wesen, das den Krieg mit heraufbeschworen hat, könnten die westlichen Gesellschaften nicht ändern. Der Grosse Gopnik verachtet Europa als glaubens- und hilflose Zivilisation ohne zukunftsfähige Kultur. Aber auch Jerofejew meint, Europas Abkoppelung von jeglicher metaphysisch-religiöser Dimension und seine allzu egalitäre Demokratieauffassung schwächen es. Sein diagnostisches Spiegelbild seiner Heimat und deren Machthaber ist der Roman der schicksalhaften Stunde.

*«Frankfurter Allgemeine Zeitung»



Der Grosse Gopnik
Viktor Jerofejew
Matthes & Seitz Berlin,
2023, 614 Seiten,
39.90 Franken.

Die Bibel einfach erklärt

Der Bessere und Stärkere gewinnt

PSALM 140,1-4.9:

Errette mich, Herr, von den bösen Menschen; behüte mich vor den Gewalttätigen, die Böses planen in ihrem Herzen und täglich Streit erregen. Sie haben scharfe Zungen wie Schlangen, Otterngift ist unter ihren Lippen. Herr, gib dem Gottlosen nicht, was er begehrt.

Als Bub begleitete ich meinen Vater regelmässig zu Schwingfesten. Beim Zuschauen lernte ich zu verstehen, was im Sägemehrling passierte, die Schwünge und Technik. Heute fasziniert mich diese Sportart, und mein Favorit heisst Giger Samuel. Schwingfest – und doch sind es ehrgeizige Kämpfer, die alles daran setzen, um zu gewinnen – bis an den Rand der Kräfte. Der Handschlag im Ring, der kurze Blick in die Augen des Gegners, dann der Griff an die Schwinghosen unter Beobachtung eines unparteiischen Dritten, der für die Einhaltung der Regeln sorgt. Wer zuerst auf den Schultern liegt, hat verloren. Siegen, verlieren oder «gestellt», also unentschieden – so endet der Kampf.

Es fällt auf, wie oft in den Psalmen ganz ungeniert von «Feinden» die Rede ist. In der Regel sind es Leute aus dem eigenen Volk, ja sogar Nachbarn, die andern das Leben schwermachen. Sie verhöhnen andere, machen ungerechtfertigte Vorwürfe

oder wollen den Gegner sozial oder physisch vernichten. Kommt Ihnen das bekannt vor? Wie in den Sozialen Medien und oft anonym andere an den Pranger gestellt und «erledigt» werden? Nicht Aug in Aug, sondern versteckt, verborgen, feige hinter dem Computer? Erleben Sie am Arbeitsplatz oder anderswo, wie einer Sie belästigt, bedrängt und verletzt? Ja, es gibt Jäger und Fallensteller, Menschen, die wie wilde Tiere über andere herfallen. Da gibt es nichts zu beschönigen. Ja, wir haben auch schon bösartig gehandelt, mit Worten und Taten andere verletzt.

Nehmen wir an den Schwingern ein Vorbild! Akzeptieren wir, dass wir Feinde haben, und weichen dem Schlagabtausch nicht aus, sondern kämpfen mit offenem Visier, direkt und fair mit dem Gegner, Frau gegen Frau, Mann gegen Mann! In der heftigen Auseinandersetzung gibt es keine Schonung. Auch die Schwinger schenken sich nichts. Da wird mit aller Kraft gedrückt und gezogen, der Gegner zum Hinfallen gebracht. Aber der Kampf hat auch ein Ende. Der Sieger wischt dem Unterlegenen das Sägemehl vom Rücken. Nach dem Schwingfest sind die Kontrahenten wieder Kameraden, Trainingspartner oder sogar Freunde. So sollten wir mit unseren Feinden umgehen. Am Schluss reichen wir uns die Hand und schauen uns in die Augen.



Adrian Berger

Spitalpfarrer Spitälerei
Schaffhausen

adrian.berger
@spitaeler-sh.ch

Mein Fazit

«Ja, es gibt Feinde, die einem das Leben schwermachen. Ja, wir selber sind solche, die sich manchmal bösartig verhalten. Und ja, auch dem ärgsten Gegner reichen wir die Hand zur Versöhnung.»